

Die Substanz als Bewegungsmelodie.

Von Dr. C. Gutberlet in Fulda.

I.

Der Substanzbegriff ist für das menschliche Denken so fundamental, dass man, nach Abweisen von dessen naheliegender Fassung als eines in sich bestehenden Seins, allerhand Surrogate dafür aufzufinden sich bemüsst sieht. Den einen ist die Substanz ein Bündel von Vorstellungen oder Qualitäten, andern ist sie eine Energie, speziell die Elektrizität, manche machen sie zu einem Gesamteindrucks-Gefühl. Die neueste Entdeckung findet in ihr eine Melodie, sie ist Bewegungsmelodie. J. v. Uexküll will diese Auffassung zur Grundlage einer neuen Weltanschauung machen, welche den Materialismus endlich überwinden soll¹⁾. Seine Ausführungen, insofern sie gegen den Materialismus und Haeckelianismus gerichtet sind, entbehren nicht des Interesses, zumal sie die Anschauungen eines Naturforschers wiedergeben. Wir geben sie mit seinen eigenen temperamentvollen Worten:

Die Mauer, die dem Materialismus Einhalt gebietet, steht noch in alter Festigkeit da. Es ist unmöglich, die Zweckmässigkeit der Lebewesen aus materiellen Kräften zu erklären.

Aber es ist hier wie überall völlig gleichgültig, was bewiesen wird. Es kommt nur darauf an, was geglaubt wird. Und jetzt wird eben an den Darwinismus geglaubt, und zwar um so leichter und freudiger, als das Keimplasma nach dieser Lehre durch Erzeugung neuer Arten im Kampfe ums Dasein zu immer höheren Lebensformen gelangt, die man als die einzig wahren, ewigen Ideale ausgeben kann.

Es findet der Materialismus einen ausserordentlich fruchtbaren Boden in dem ungeheuer anschwellenden Grosstadtpublikum, das verlernt hat, Wunder zu sehen, und daher überall mechanische Gesetze zu sehen glaubt.

Unseren Kindern erzählen wir wohl noch von der Märchenstadt, in der die Ziegelsteine lebendig sind und übereinanderkriechen, bis die Wände der Häuser fertig sind. Dort schwitzen die Fensterrahmen das Glas aus, und die Dachsparren beschuppen sich mit Ziegeln. Man braucht bloss einen solchen Dachziegel in die Erde zu stecken, so wächst aus ihm ein ganzes Haus heraus. Und wenn die Bewohner im Hause etwas zerschlagen, so führt das Haus die Reparatur sofort selbst aus. Das sind, so sagt man den Kindern, unwahre Geschichten —

¹⁾ Die Umriss einer kommenden Weltanschauung. Die neue Rundschau VI (1907) 641—661.

Märchen und Wunder. Und doch braucht man bloss hinauszugehen in den Wald, um diese Märchenstadt zu sehen, die nur durch Wunder entsteht und sich erhält. Ja ist nicht unser eigener Körper ein solches Märchenhaus, dessen Entstehen und Vergehen weit über unser mechanisches Verständnis hinausgeht?

Aber für diese Wunder hat der Grossstädter keinen Blick; vom Wald weiss er, dass er grün, schattig und nützlich ist, und für seinen Körper ruft er den Arzt.

Was ihn sonst umgibt, sind lauter menschliche Erzeugnisse, die alle eine einheitliche Wertmessung zulassen. Es ist dies der wahre Triumph unserer kulturellen Entwicklung, dass es gelungen ist, alle menschlichen Erzeugnisse in Heller und Pfennig umzurechnen. Es ist unbestreitbar, dass mit Einföhrung dieses einheitlichen Massstabes für die ganze Welt unser Leben diese Gleichmässigkeit, Bequemlichkeit und Leichtigkeit errungen hat, wodurch es sich so sehr von allen früheren Epochen auszeichnet.

Es ist aber ebenso unzweifelhaft, dass die Gewohnheit, alles in Zahlenwerte umzurechnen, für alle jene die Gefahr der Einseitigkeit mit sich brachte, die, wie der Grossstädter, von allem intimen Verkehr mit der Natur abgeschnitten sind.

Solange noch das geistige Leben von dieser zahlenmässigen Welt menschlicher Erzeugnisse eine Ausnahme bildete, war die Gefahr nicht so gross. Und Probleme wie Tod und Unsterblichkeit hielten in den Menschen auch die anderen Seiten seines Wesens neben dem rechnenden Verstande lebendig.

Da kam der Materialismus und lehrte, dass diese Skrupel unnütz seien: Alles, Körper und Geist, gehorche den einfachen, zahlenmässigen Gesetzen der Materie.

Kein Wunder, dass das Grossstadtpublikum mit fliegenden Fahnen zum Materialismus übergang, der das ganze Leben so ungeheuer vereinfachte und die Weltbetrachtung der gewohnten Gedankenrichtung unterwarf.

Ja es passt der Materialismus in den ganzen Fluss unserer modernen Entwicklung so innerlich hinein, dass man glauben könnte, er sei einfach mit ihr entstanden.

Und doch ist dem nicht so. Er ist wirklich mehr als bloss ein neuer Geschäftskniff, um das Leben bequemer zu gestalten. Er geht auf verantwortliche Autoren zurück, die ihn in die Welt gesetzt haben.

Als Hauptvertreter und wirksamster Verbreiter des modernen Materialismus hat ohne Zweifel Haeckel zu gelten. Zwar erheben sich seine philosophischen Werke nur wenig über das geistige Niveau der Masse. Aber gerade darum finden sie um so weitere Verbreitung. Seine kritiklosen Anhänger sind auch gar nicht imstande, die schreienden Missverständnisse in seinen Werken zu entdecken. Besonders ergötzlich ist seine Wut auf Kant, den er immer als einen abtrünnigen Materialisten darstellt, der elenderweise zum kirchlichen Dualismus übergegangen wäre. Zu diesem komischen Missverständnis konnte Haeckel nur gelangen, weil er keine Ahnung davon hat, dass es so etwas wie den Idealismus gibt. Nach seiner einfachen Denkungsart gibt es nur den einzigen Gegensatz zwischen Materialismus und kirchlichem Dualismus — zwischen ihm und Jehova. Ist erst Jehova mit seinen Pfaffen aus dem Tempel der reinen Natur hinausgeworfen, so beginnt das Reich des „Wahren, Schönen und Guten“.

Eine so reine, kindliche Naivität hat, ich kann es nicht leugnen, immer eine Art Zauber auf mich ausgeübt und mir die Persönlichkeit dieses ewig

Jugendlichen im hohen Grade sympathisch gemacht. Deshalb hoffe ich auch, dass es ihm erspart bleiben möge, eines Tages zu erkennen, was er wirklich angerichtet hat.

Betrachtet man nämlich die geistige Welt als völlig abhängig vom Geschehen der materiellen Welt, so ist es mit dem „Wahren, Schönen und Guten“ auch sehr bald vorbei. Dann tritt an die Stelle einer göttlichen Weltseele wie sie der Dualismus lehrte, eine Riesenmaschine, die nur zeitweise und in ihren unwesentlichen Teilen sich mit der Produktion von Geistigem abgibt. Das organische Leben kann in der Geschichte der Sonnensysteme nur sporadisch auftreten, so lange die günstigen Bedingungen für seine Existenz vorhanden sind. Auf der Erde hat es, so lange sie glühend war, kein organisches Leben gegeben, und es wird wieder aufhören, wenn die Erde erkaltet oder wenn sie von einem Kometen zertrümmert wird.

Gegenüber diesem gewaltigen Weltenschicksal ist das von unseren Gehirnen produzierte geistige Leben mit seinen Gedanken und Empfindungen, mit seiner Sehnsucht nach dem „Guten, Wahren und Schönen“ nichts als eine lächerliche Farce.

Diese trostlose Erkenntnis vermag wohl hie und da einen einzelnen zur Verzweiflung zu treiben, auf die grosse Masse der Menschen jedoch, die nicht über ihr Alltagsleben hinschauen kann, wird sie ganz ohne Wirkung bleiben.

Der zersetzende Einfluss des Haeckelismus auf das geistige Leben der Massen beruht auch gar nicht in den Konsequenzen, die seine Weltanschauung der ewigen Dinge hervorruft, sondern entspringt der Darwinschen These, dass es keine Zweckmässigkeit gibt, sondern nur eine Summe von Einzelfaktoren. Durch diese Lehre ging der grossen Masse die Vorstellung verloren, dass der einzelne Mensch eine planvolle harmonische Einheit sei, die man nach allen Richtungen ausbilden müsse, um sie immer reicher zu entfalten. Die schöne Aufgabe nach dem inneren Bauplan seiner selbst und seiner Mitmenschen zu forschen, wurde sinnlos, als man aufhörte, an die Existenz eines Planes zu glauben, und die Menschen zu einem mehr oder minder zufälligen Konglomerat von Eigenschaften wurden.

Dass dieses aber die allgemeine Ansicht geworden ist, wird niemand bestreiten, der sich die Mühe nimmt, sich den ideellen Leser im Geiste auszumalen, an den sich unsere beliebtesten Tagesblätter wenden. Gewinnt man etwa den Eindruck, dass die Zeitungen für eine urteilsfähige kritische Persönlichkeit geschrieben sind, die fähig ist, verschiedene Meinungen gegeneinander abzuwägen, und das Bedürfnis empfindet, Form und Inhalt im Einklang zu sehen? Ich habe leider den Eindruck gewonnen, dass die Zeitungen ihren Leser für ein Konglomerat von ziemlich widerwärtigen Eigenschaften und Instinkten halten, wie Eitelkeit, Hochmut, Ungerechtigkeit, Neid und Habgier.

Man darf sich nicht wundern, wenn diese Ansicht die herrschende wird, denn der Haeckelismus, der immer weiteren Boden gewinnt, ist seinem wahren Wesen nach nichts als eine einzige Predigt gegen die Bildung — wenn man unter Bildung die planvolle Ausgestaltung einer Persönlichkeit und nicht die Anhäufung von Wissen versteht.

Kann man sich darüber forttäuschen, dass auf allen Gebieten des Lebens heutzutage die in Ziffern ausgedrückte Summe in höherem Ansehen steht als die Organisation?

Auf welchem Niveau die Bildung selbst in einer Versammlung so kenntnisreicher Männer steht, wie es die deutschen Naturforscher und Aerzte sind, dafür legt die Rede Ladenburgs beredtes Zeugnis ab, der in einem Vortrag über das uralte Thema „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ unter Freiheit das allgemeine Wahlrecht verstand.

Man kann wirklich den Eindruck gewinnen, dass am Tage, da die grosse Entdeckung der Abstammung des Menschen vom Affen bekannt wurde, zugleich die Parole ausgegeben ward: „Zurück zum Affen“.

Nachdem es gelungen war, die Organisation der lebenden Wesen in ein Konglomerat materieller Teilchen zu verwandeln, hat der Materialismus auf der ganzen Linie gesiegt. Die Kräfte der Aussenwelt haben sich als widerstandsfähiger erwiesen, als der flüchtige Traum der Gedanken und Empfindungen, ja widerstandsfähiger als das wechselnde Leben. Sie sind die Unsterblichen, und wenn einmal das Leben ganz erlöschen wird, so werden sie ihr Dasein weiterführen von Aeon zu Aeon. Das Gesetz der Erhaltung des Stoffes und das Gesetz der Erhaltung der Kraft sind die einzigen Werte der Ewigkeit.

Man muss mit dieser Weltanschauung rechnen, sie wird noch auf Jahrzehnte hinaus das Evangelium der Massen bleiben, denn sie wendet sich ebenso an den gemeinen Verstand, wie an den Verstand der Gemeinen.

Dass ihre Voraussetzungen unwahr und erschlichen sind, macht gar nichts aus. Die Schlagworte sind geprägt, und das von der Natur losgerissene Volk wird ihnen folgen, selbst mit blutendem Herzen.

II.

Was uns freilich Ueerküll selbst an positivem Gehalt bietet, ist zum mindesten sehr zweifelhafter Natur:

Und doch dürfen wir nicht verzweifeln, denn das Gestirn des Idealismus ist wieder im Aufsteigen begriffen, mächtiger und strahlender denn je, und es wird der Tag kommen, an dem die Materie in nichts zusammensinkt vor der Alleinherrschaft des Geistes.

Der erste gewaltige Streich gegen die omnipotente Aussenwelt ist von den Physikern geführt worden. Die Physiker leugnen die objektive Existenz der Farben, Töne, Gerüche und Geschmäcke.

Von einem grünen Baum geht keine grüne Farbe aus, sondern bloss Aetherwellen von bestimmter Wellenlänge. Eine schwingende Glocke gibt keinen Ton von sich; nur Luftschwingungen ziehen in weiten Kreisen von dannen.

Geruch und Geschmack, so lehrt uns der Chemiker, sind keine Eigenschaften der Stoffe. Diese besitzen bloss verschiedene chemische Affinitäten.

Das Ziel, dem alle Chemiker und Physiker zustreben, ist: die Aussenwelt von allem subjektiven Beiwerk zu reinigen, das erst durch den Menschen in die Welt hineingetragen wird. Ist dieses entfernt, so bleibt als einzige objektive reale Grundlage nur noch — die Bewegung materieller Teilchen im Raum. Keine Qualitäten, nur Quantitäten herrschen in der wirklichen Aussenwelt. Eine ungeheuere, sich immer gleichbleibende Summe gleicher materieller Teilchen führt mit ungeschwächter Energie einen ewigen Tanz auf.

Man muss sich darüber klar sein, dass man in dieser rein physikalischen Aussenwelt nicht von Gegenständen im strengen Sinn, sondern nur von Gruppen materieller Kräfte reden kann.

Ferner hat es in dieser auf ihre Elemente zurückgeführten Welt keinen Sinn nach Strukturen zu suchen — wenn man unter Struktur die feste Beziehung der Teile zum Ganzen versteht.

Jedes einzelne Ur-Teilchen steht zu jedem anderen in einem mathematisch ausdrückbaren Verhältnis. Die räumlich näheren Teilchen mag man zu gesonderten Gruppen zusammenfassen, irgendwelche Beziehungen der Teilchen, die zur Absonderung von Einheiten Anlass gäbe, existieren nicht.

Damit ist festgestellt, dass die wirkliche physikalische Aussenwelt, die allein von unabänderlichen Bewegungsgesetzen beherrscht wird, nur Gruppen gleichartiger bewegter Teilchen enthält. Sie entbehrt aller Qualitäten, wie Töne, Farben usw., und ermangelt selbst aller Einheiten, die wir als Gegenstände ansprechen könnten. Denn unter einem Gegenstand verstehen wir immer eine Einheit, die aus verschiedenen Qualitäten zusammengesetzt ist und daher niemals unter eine mathematische Formel gebracht werden kann.

Ebensowenig wie die Einheit der Gegenstände findet sich in der physikalisch-mathematischen Aussenwelt die Einheit der Struktur, da auch die Zweckmässigkeit durch keine mathematische Formel ausgedrückt werden kann.

Sowohl die Frage nach den Qualitäten, wie die Frage nach dem Plan hat in der wirklichen materiellen Aussenwelt keinen Sinn. Das sind subjektive Zutaten, die mit der wahren Wirklichkeit nichts zu tun haben.

Wie kommen diese immerhin nicht unwichtigen Zutaten zustande?

Die Beantwortung dieser Frage übernimmt die Biologie. Sie konstatiert vor allem ihre volle Uebereinstimmung mit der physikalischen Weltauffassung, die rein objektiv ist, setzt aber hinzu, dass es zur Erzeugung subjektiver Zutaten eines Subjektes bedarf.

Derartige Subjekte sind die lebenden Wesen. Wir betrachten hier speziell die Tiere.

Welches ist der Weg, auf dem in einem Tier die subjektiven Zutaten entstehen?

Als vorhanden haben wir all die unzähligen Gruppen bewegter materieller Teilchen anzusehen, die allseitig auf das Subjekt „Tier“ einwirken.

Würden alle Kräfte unterschiedslos ihre Wirkung entfalten können, so wäre kein Unterschied zwischen Subjekt und Aussenwelt da. Dieser Unterschied kommt dadurch zustande, dass das Tier eine Auswahl unter den Kraftwirkungen der Aussenwelt trifft. Das geschieht durch die Sinnesorgane, die die Aufgabe haben, einen bestimmten, sehr kleinen Bruchteil der Aussenwelt in Nerven-erregung zu verwandeln, die übrigen Reize aber alle zu unterdrücken.

Jedes einzelne Sinnesorgan eines jeden Tieres trifft eine andere ihm eigentümliche Auslese aus den Reizen der Aussenwelt, und alle Sinnesorgane des gleichen Tieres geben zusammengenommen einen bestimmten Ausschnitt aus der Aussenwelt. Diesen Ausschnitt aus der Aussenwelt, der für jedes Tier ein anderer ihm eigentümlicher ist, nennt man sein Milieu.

Doch ist dies nur die eine Seite der Sache, denn die Tätigkeit der Sinnesorgane erhält erst durch das Eingreifen der nervösen Zentralorgane ihre volle Bedeutung.

Die Sinnesorgane senden die in Erregung verwandelten Aussenreize auf getrennten Nervenbahnen zum Zentrum.

Es findet also durch die Sinnesorgane eine Analyse jeder aufgenommenen Reizgruppe statt, indem jedes Sinnesorgan auf einen anderen Bruchteil der Reizgruppe anspricht und diesen in Erregungen verwandelt, die dann auf isolierten Bahnen zentralwärts eilen.

Das Zentrum besteht im einfachsten Falle aus einem allgemeinen Nervenetz, aus dem die Erregungen auf zentrifugalen Nervenbahnen zu den Muskeln weitergehen.

Bei höher entwickelten Tieren münden alle jene Nerven, welche die Erregungen besonders wichtiger Reizgruppen zu transportieren berufen sind, gemeinsam in Separatnetzen. Diese Separatnetze heissen Gegenstandskerne auf Grund folgender Theorie: Wir wissen, dass die Erregungen im Zentrum auf gesetzmässige Weise mit unseren einfachen Grundempfindungen (wie Blau, Grün, Hart usw.) zusammenhängen. Und zwar tritt bei der Erregung eines bestimmten Nerven nach dem J. Müllerschen Gesetz immer die gleiche für diesen Nerven spezifische Empfindung ein.

Werden nun alle Nerven, die in das gleiche Separatnetz einmünden, gleichzeitig erregt, so klingen in uns alle die spezifischen Grundempfindungen an, die diesen Nerven entsprechen. Und während die Erregungen all dieser Nerven sich im Separatnetz vereinigen, vereinigen sich die verschiedenen Grundempfindungen zu einer Einheit, die wir Gegenstand nennen. So entsteht bei Erregung des Gegenstandskernes der Gegenstand.

Der Gegenstand, insofern er sich aus lauter Qualitäten aufbaut (wie ein Baum aus den Empfindungen Grün, Braun mit den verschiedenen Richtungsempfindungen), ist, wie schon die physikalische Weltanschauung lehrte, ein subjektives Produkt, das einer bestimmten Reizgruppe der Aussenwelt entspricht. Diese Reizgruppe wurde von den verschiedenen Sinnesorganen aufgenommen, in ihre einzelnen Faktoren zerlegt und in Erregungen verwandelt. Die Erregungen eilten auf getrennten Bahnen dem Zentrum zu und im Zentrum erfolgte auf die Analyse der Sinnesorgane die Synthese zum Gegenstand.

Auf die Epoche der physikalisch-chemischen Weltbetrachtung, die zum Materialismus führte, folgt jetzt naturgemäss die biologische Weltbetrachtung. Sie ist aber der direkte Weg zum Idealismus.

Auf die bisher gestellte Frage: „Welches ist die Stellung des Menschen im Universum?“ lautete die Antwort: „Ein von mechanischen Kräften umhergeschleuderter Komplex von Atomen“.

Ohne die Korrektheit dieser Antwort im mindesten anzutasten, dürfen wir doch einigen Zweifel hegen, ob unser persönliches Interesse an dieser Erkenntnis wirklich so gross ist, wie allgemein behauptet wird. Denn stellen wir uns einmal erstlich die Frage, ob wir jemals mit dem Universum in direkte Berührung kommen, so müssen wir der Wahrheit gemäss bekennen: „Niemals“. Von all den gewaltigen Scharen bewegter materieller Atome ist es nur ein verschwindender Bruchteil, der auf uns einwirkt, und dieser Bruchteil tritt uns nur in der Form von Gegenständen entgegen, das heisst als Einheiten, die aus unseren subjektiven Empfindungen gebildet sind.

Die Auswahl der wirksamen Aussenreize und ihre Umformung in Gegenstände ist das Werk unseres zweckmässig gebauten Organismus, der dafür sorgt,

dass die von uns angeschaute Welt mit unseren sonstigen Fähigkeiten in harmonischem Einklang bleibt.

Werfen wir jetzt im Gegensatz zur physikalischen Fragestellung die biologische Frage auf: „Welches ist die Stellung des Menschen in der Natur?“, so lautet die Antwort ganz anders: „Der Mensch und die ihn umgebende Natur bilden zusammen eine planvolle harmonische Einheit, in der alle Teile in zweckmässiger Wechselwirkung stehen“.

Die Natur besteht aus Gegenständen, und ein jeder Gegenstand ist sowohl ein Produkt unseres Seelenlebens, als auch zugleich die Veranlassung zu dieser Produktion. Wie wir uns erinnern, sind es rein materielle Reizgruppen, die auf uns einwirken. Sie werden durch uns in Gegenstände verwandelt, und diese Gegenstände werden als ausser uns liegende Reizursachen aufgefasst.

Dieser merkwürdige Charakter der Gegenstände ist äusserst zweckmässig, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Aufgabe die Gegenstände im Leben des Menschen zu lösen haben. Das Subjekt ignoriert alle gleichgültigen Reizgruppen des riesigen Universums und sucht sich bloss diejenigen Gruppen heraus, die für sein Leben wichtig sind. Diese Gruppen werden aber nicht bloss quantitativ voneinander unterschieden, wie sie es in der Wirklichkeit sind, sondern sie werden zu qualitativ-verschiedenen Einheiten umgeformt, die nun allein für das betreffende Subjekt die Welt bevölkern.

Die allgemeinste Erfahrung belehrt uns, dass ein jeder Gegenstand aus Form und Inhalt besteht.

Aus dieser Tatsache ergibt sich schon, dass zum Aufbau eines Gegenstandes Empfindungen erforderlich sind, die feste Beziehungen zum Raum enthalten, ohne die eine Form nicht möglich ist. Wir kennen räumliche Empfindungen sowohl beim Gesichtssinn wie beim Tastsinn und nennen sie dort Lokalzeichen. Die Lokalzeichen geben an, in welcher Richtung des Raumes eine jede spezielle Licht- oder Tastempfindung hinaus verlegt werden soll. Auch die Empfindungen der anderen Sinne, wie die des Gehörs-, Geruchs- und Geschmacks-Sinnes, werden in den Raum ausserhalb unseres Körpers hinaus verlegt, aber ohne Angabe einer speziellen Richtung. Infolgedessen sind sie unfähig, Begrenzungen zu bilden. Ohne Grenzen gibt es aber keine Formen, deshalb ist es unmöglich, aus Gehörs-, Geruchs- oder Geschmacks-Qualitäten Gegenstände zu bilden, was mit Gesichts- oder Tastempfindungen ohne weiteres gelingt.

Nun sitzen bei uns die die hauptsächlichsten Lokalzeichen führenden Organe, wie Hand und Auge, leicht beweglich am Körper an. Von den Bewegungen unseres Körpers erhalten wir gleichfalls durch räumliche Richtungsempfindungen Kunde. Wir nennen sie am passendsten Bewegungsempfindungen. Sie lassen sich nach den drei Richtungen des Raumes gruppieren. Die Verbindung von Auge und Hand, jedes mit einem besonderen Bewegungsapparat, ermöglicht es uns, die Umrisse eines bestimmten Gegenstandes mit der gleichen Gruppe von Lokalzeichen abzutasten. Die Lokalzeichen geben dabei dauernd die Empfindung des gleichen Punktes im Raum, während die Bewegungsempfindungen uns über seine Wanderschaft unterrichten.

Wenn eine bestimmte Folge von Bewegungsempfindungen sich häufig wiederholt, so bleibt sie nach Art einer in sich zurückkehrenden Melodie in unserem Gedächtnis haften. Bald lernen wir es, anstatt die Bewegungen mit der gleichen

Gruppe von Lokalzeichen auszuführen, verschiedene Gruppen von Lokalzeichen, die von dem Umriss des Gegenstandes gleichzeitig angeschlagen werden, in einer der Bewegung entsprechenden Folge nacheinander anklingen zu lassen.

Immer bleibt die Bewegungsmelodie für jeden Gegenstand charakteristisch und ermöglicht uns deshalb, den gleichen Gegenstand unter hundert anderen sofort herauszufinden, sobald nur ein paar charakteristische Takte der Melodie angeschlagen werden.

Dieses Herausfinden des Gegenstandes besteht nicht in einem blossen Wiedererkennen, sondern auch in einem Gestalten. Wie die Verhältnisse liegen, sind uns keine Gegenstände gegeben, die wir einfach wiedererkennen könnten, sondern immer nur vielfache farbige Eindrücke, die wir erst zu Gegenständen formen müssen. Erst wenn die bunten Eindrücke sich ohne Widerstreben durch die Melodie zusammenfassen lassen, kann man sagen, man habe den Gegenstand wiedererkannt.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, dass diese Bewegungsmelodie das gleiche ist, was Kant unter dem empirischen Schema der Gegenstände verstanden hat und über dessen Schwierigkeit er folgendermassen urteilt: „Dieser Schematismus unseres Verstandes in Ansehung der Erscheinungen und ihrer blossen Form ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abraten und sie unverdeckt vor Augen legen werden.“

Durch die Entdeckung der Lokalzeichen sind wir den wahren Handgriffen der Natur viel näher gekommen. Kant vergleicht ferner das Schema mit einem Monogramm. Wir werden lieber eine dreidimensionale Hieroglyphe zum Vergleich heranziehen.

Doch ist der Raum keineswegs die einzige Einheit, die ein Künstler seinem Bilde zu verleihen vermag. Es gibt Künstler, wie die grossen Meister der Mosaik-kunst zur Normannenzeit, die alle Gegenstandszeichen grundsätzlich unterdrückten, um unsere Seele durch den Eindruck von lauter unräumlichen Erscheinungen von der Realität der Alltagswelt abzuziehen und zur Andacht zu stimmen.

Für andere Meister bant sich die Einheit des Bildes aus der Farbenstimmung auf. Andere verstehen es, ihren Landschaften einen einheitlichen Charakter aufzuprägen, den dann der Beschauer des Bildes in der wirklichen Landschaft wiederfindet, wie Thoma Südwestdeutschland, Böcklin aber Italien für uns neugeschaffen hat.

Das grosse Publikum sieht nämlich beim Lustwandeln in der freien Natur meistens nichts, sondern begnügt sich damit, Gegenstände wiederzuerkennen. Erst durch Vermittelung von Gemälden gelingt es dann auch dem Minderbegabten in der wirklichen Welt einheitliche Landschaften zu sehen.

So ist denn der Ausspruch Wildes: Nicht die Maler richten sich nach der Natur, sondern die Natur richtet sich nach den Malern, kein blosses Paradoxon.

Ich habe im vorliegenden neben der Theorie auch einige praktische Folgerungen, die aus der biologischen Weltanschauung fliessen, dargelegt, um das Interesse an dem Studium der subjektiven Biologie zu wecken, dem ein jeder ohne weitere Schulung obliegen kann.

Es gilt vor allem, das Interesse an den Leistungen des eigenen Organismus wieder zu gewinnen, dann kommt alles wieder von selbst.

Die subjektive biologische Forschung eröffnet uns ein neues Tor zu dem Kantschen Idealismus; das ist ihre hohe Bedeutung. Kant hat uns gezeigt, dass die Seele des Menschen ein wunderbares, harmonisches Gebilde ist, in welchem sich eine planvoll wirkende Macht offenbart. Seine Werke lehren uns den Aufbau und das Funktionieren unserer Seelenstruktur und sie führen bis dicht an die Quelle, wo die Seele aus der geheimnisvollen Macht entspringt, die wir nicht kennen, zu deren planvollem Walten wir jedoch Vertrauen haben dürfen. Die Bauart unserer Seele zwingt uns, sowohl planlos wirkende Naturmächte, wie planvoll entstehende und wirkende Lebewesen um uns zu erkennen.

Wir sind so gebaut, dass wir fähig sind, bestimmte Zweckmässigkeiten mit dem Verstande wahrzunehmen, andere dagegen mit unserem Schönheitsgefühl zu ahnen und zu geniessen. Ein gemeinsamer Plan verbindet all unsere Geistes- und Gemütskräfte zu einer Einheit.

Die Erkenntnis dieses Planes ist das einzige, was dem Menschen Zutrauen zum Leben und Sicherheit darüber hinaus zu geben vermag. Denn der Tod ist in diesem Plan als notwendiger Faktor mitenthalten.

Diese Weltanschauung will Haeckel durch sein sinnloses Gerede von Zellseele und Seelenzelle ersetzen und glaubt mit seinen Knabenstreichchen den Riesen Kant zu vernichten. Chamberlains Worte über den Haeckelismus: „Das ist weder Dichtung, noch Wissenschaft, noch Philosophie, sondern ein totgeborener Bastard aus allen dreien“, sind jedem Gebildeten aus der Seele geschrieben.

III.

Dagegen ist vieles zu bemerken.

Eine Melodie ist nichts Selbständiges, also nicht ein Letztes, kein Fundament, wie es doch jeder Gegenstand zu sein verlangt. Sie ist lediglich eine Beziehung; die Beziehung verlangt bezogene Glieder. Nun solche gibt ja auch Ü. an: es sind Bewegungen, die in einer gewissen Ordnung verlaufen. Aber Bewegungen sind schlechthin undenkbar ohne ein Bewegtes, ein Subjekt. Wenn nun als solches die Bewegungen des Gegenstandes bezeichnet würden, so könnte einigermassen die Bewegungsmelodie als Ausdruck der einheitlichen Zusammenfassung der Aeusserungen eines Aussendinges gelten; aber immerhin muss die Einheitlichkeit der Bewegungen sich an einem einheitlichen Subjekte realisieren. Der Vf. meint jedoch Bewegungen des den Gegenstand auffassenden Subjektes. Diese Einzelbewegungen setzen aber eine jede ein bewegtes und ein bewegendes Subjekt voraus. Um dem Materialismus zu entgehen, den der Vf. beseitigen will, muss er das psychische Moment in den Bewegungen für den Träger der Melodie halten. Die psychischen Vorgänge sind aber nicht bloss ideell durch eine Beziehung geeint, wie sie die Melodie darstellt, sondern sie besitzen eine reale Einheit, wie uns dies das Bewusstsein aufs klarste bezeugt.

Aber es ist auch nicht wahr, „dass die wirkliche physikalische Aussenwelt nur Gruppen gleichartiger Teilchen enthält“. Das mag von

der inorganischen Natur gelten, trifft aber in der organischen nicht zu; hier sind die Teilchen zu realer Einheit im Individuum vereinigt. Es ist darum grundfalsch, dass „die Gegenstände nur Einheiten sind, die aus unseren subjektiven Empfindungen gebildet sind“. Macht man mit dieser Versubjektivierung der Dinge Ernst, so hat man den Psychomonismus verworren, von dem doch der Vf. sagt: „der Psychomonismus ist ein verschämter Idealismus, welcher der Devise folgt: Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass. Der Psychomonismus ist übrigens neuerdings von seinem Entdecker (Verworn) klanglos versenkt worden“ (641).

Die Entdeckung der Lokalzeichen wird von vielen Psychologen nicht als ein Mittel, den Handgriffen der Natur näher zu kommen, sondern als ein arger Missgriff dargetan. Die Lokalzeichen sollen den Ort im Raum kennen lehren, aber dann muss die Seele schon wissen, welcher Raumpunkt einem Lokalzeichen entspricht. Wenn man sagt, sie lernt es durch Übung, so ist zu erwidern, dass die Übung die genauere Kenntnis des Ortes vermitteln kann, aber nicht die erste. Wir haben wenigstens eine ungenaue Lokalisationsfähigkeit von Teilen unseres Körpers, die nie geübt wurden, z. B. vom Rücken, wo auch von einer Belehrung des Gesichtssinnes durch den Tastsinn oder umgekehrt nicht die Rede sein kann. Wie viele Zeichen wären auch nötig! Wir unterscheiden unendlich viele Raumpunkte auf der Oberfläche unserer Haut: will man wirklich unendlich viele Lokalzeichen postulieren?

Ueber den Wert des Kantschen „Schema“, das der Bewegungsmelodie entsprechen soll, urteilen hervorragende Kantianer von Beruf ganz anders als unser Autor. W. Zschoke hat in einer längeren Abhandlung der dem Studium und Ruhme des grossen Königsberger gewidmeten „Kantstudien“¹⁾: „Ueber Kants Lehre vom Schematismus der reinen Vernunft“, diese grosse Entdeckung Kants einer vernichtenden Kritik unterworfen, die auch im zweiten Aufsätze dieser Zeitschrift von deren Mitredakteur Br. Bauch, einem begeisterten Lobredner des zweiten Luthers, sehr belobt wird.

Jener sagt unter anderem: „In der Kritik der reinen Vernunft ist das Kapitel über den Schematismus der reinen Verstandsbegriffe oft als eines der unverständlichsten bezeichnet worden, und das mit Recht; denn wenn man es gelesen hat, so ist man zumeist völlig ratlos darüber, was wohl Kant unter dem Wort Schematismus verstehe. Zur Komplikation der Schwierigkeit kommt noch hinzu, dass diese Lehre im Zentrum der Vernunftkritik ihre Stelle gefunden hat,“ (158).

„Kant braucht ein Schema, aber sein Schema ist kein Schema, und was es an Richtigem enthält, ist eine überflüssige Wiederholung“ (161)

„Nach Kants Einteilung der Erkenntnisvermögen ist das ‚Schema‘ der Einbildungskraft zuzuordnen, es ist deshalb ihr Produkt, wie das

¹⁾ XII (1907) 2, 157—212.

Schema die Mittelstellung zwischen Kategorie und Anschauung, die Einbildungskraft die Mittelstellung zwischen Verstand und Sinnlichkeit ausfüllt. Nun hat Kant zwölf Kategorien; ihnen entsprechend sieht er sich genötigt, zwölf Schemata aufzustellen, und somit ergeben sich viermal drei Schemata, die aber bei der Verfehltheit der Kategorientafel nicht einmal von Kant alle aufgezählt werden können. In der Tat ist es ganz unmöglich, das auszuführen, was Kant unterliess, und wenn wir die einzelnen Schemata genauer nachprüfen, die angegeben sind, so geraten wir in ein Nebelmeer von Unklarheiten hinein.“

„Das Schema sollte nach Kant ein drittes sein zwischen Anschauung und Verstandesbegriff; und worin besteht es tatsächlich? Es ist nichts mehr und nichts weniger als die Verbindung von Anschauung und Begriff selber, die doch eben das Problem war: die Zeit ist die Anschauungsform, die Kategorie ist der Verstandesbegriff, das Schema ist eine Vereinigung beider, sonst nichts; anstatt eines dritten, welches wir suchten, legt Kant eins und zwei kurzerhand zusammen. Das Problem wird dadurch höchst einfach gelöst, dass es ignoriert wird. So heterogen Anschauung und Begriffe sein mögen, wie Kant zunächst behauptete, im Schema verbindet er sie durch den Machtspruch: fügt euch zusammen. Das dritte zur Anwendung wird Kant unter den Händen die Anwendung selber.“

„Doch Kant ist nicht einmal in seiner Terminologie einheitlich, wodurch denn allerdings der Begriff des Schemas zu einem unentwirrbaren Knäuel von Widersprüchen wird“ (168 f.).

Also auf ein „Nebelmeer von Unklarheiten“, auf „ein Knäuel von Widersprüchen“ wird die Weltanschauung der Zukunft gegründet!

Und doch hat das sinnliche Schema bei Kant noch einen Sinn; er reisst die sinnliche Vorstellung und den Verstandesbegriff so auseinander, dass er ein Bindemittel nötig hat. Die sinnliche Vorstellung kommt aus der Erfahrung, der Verstand hat mit der Erfahrung nichts zu tun, die Begriffe sind ihm angeboren. Wie soll also die Kategorie auf die Erfahrung angewandt, die Erfahrung unter eine Kategorie gebracht werden? Dazu wird die Phantasie aufgeboten, aber auch deren Produkt ist sinnlich; das Schema könnte höchstens etwas leisten, wenn es halb begrifflich, halb sinnlich wäre.

Uexküll dagegen kennt gar keinen Verstandesbegriff vom Gegenstande, sondern nur einen geordneten Komplex von sinnlichen Wahrnehmungen bzw. Bewegungen; also bedarf es keiner Vermittelung zwischen Sinnlichkeit und Verstand. Die Bewegungsmelodie ist nicht Schema im Sinne Kants aus doppeltem Grunde, erstens weil sie nicht vermittelt, zweitens weil sie vielmehr sinnliche Wahrnehmung, nicht Phantasieprodukt ist.

IV.

Der grosse erkenntnistheoretische Fehler von Kant wie von Uexküll liegt darin, dass sie das Wesen, die Fähigkeit der menschlichen Vernunft bzw. des Verstandes verkennen. Unsere geistige Erkenntniskraft vermag in der sinnlichen Vorstellung selbst das Wesen des Gegenstandes, wenigstens im allgemeinen, zu erfassen. Was die Sinnlichkeit als ein Gefärbtes, Tönendes, Hartes auffasst, das muss die Vernunft als ein Seiendes, als ein Etwas, als einen Gegenstand denken. Aus der besonderen Beschaffenheit des Gefärbten, Tönenden, Rauhen, erkennt sie dann auch immer mehr das genauere Wesen des Seienden, also spezifisch verschiedene Gegenstände, nach dem Grundsatz: wie das Ding ist, so muss es erscheinen.

Zugleich müssen wir dieses Seiende als in sich bestehend auffassen, es als Substanz denken. Denn die sinnlichen Qualitäten können nicht in sich Bestand haben, die Farbe verlangt ein Gefärbtes, der Ton ein Tönendes. Als solches können wir nur das unter den Erscheinungen mehr oder weniger ausdrücklich aufgefasste Seiende denken. Möglicherweise ist es nicht das letzte in sich Bestehende, also nicht Substanz im eigentlichen Sinne. Aber meistens sind die so wahrgenommenen Gegenstände schon örtlich so von einander isoliert, dass wir an ihrer Selbstständigkeit keinen Zweifel hegen können. Wenn jedoch die wissenschaftliche Forschung die Unselbständigkeit mancher von uns nach dem natürlichen Scheine für Substanzen gehaltenen Gegenstände nachweist, so wird damit der Substanzbegriff nicht hinfällig, seine Anwendung wird nur weiter zurückdatiert.

Manche haben die Besorgnis ausgesprochen, es möge durch die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektrizität und Radioaktivität der alte Substanzbegriff gefährdet und der Revision bedürftig sein: derselbe ist ja absolut nicht zu beseitigen. Mögen auch die letzten Elemente der Materie kleinste Elektrizitätsmengen, massenlose Elektronen sein, der Substantialität können wir nicht entraten. Denn entweder haben sie Bestand in sich, und dann sind es Substanzen, oder wenn dieses nicht der Fall ist, in einem andern; ein drittes ist unmöglich. Existieren sie in einem andern, dann ist eben dieses andere Substanz, es sei denn, auch dieses existiere in einem andern. Ohne Ende kann man aber nicht so weiter gehen. Es kann nicht alles in einem andern unselbständig existieren, denn ausser dem alles gibt es kein anderes. Es muss also zum mindesten ein Wesen in sich existieren; damit ist aber die objektive Realität, die absolute Notwendigkeit und Wahrheit des Substanzbegriffes erwiesen.

Dieses muss auch einer der heftigsten Gegner der Substanz, Fr. Paulsen, zugeben, indem er das Universum, die Spinozistische göttliche Substanz als den Träger von allem erklärt: aber damit fällt der

Spott, den er und seine Nachbeter über die „Wirklichkeitsklötzchen“ ausgiessen, auf die Spötter zurück: denn es ist reine Geschmackssache, wenn man einen unendlichen Wirklichkeitsklotz für weniger lächerlich hält. Es kann also die Frage nicht sein, ob es Substanzen gibt, sondern nur, was als Substanz anzusprechen ist. Der Substanzbegriff wird unangetastet bleiben, wenn auch die massenlosen Elektronen noch in Aethertheilchen, was manche vermuten, aufzulösen sind. Durch diese fortgesetzte Zurückschiebung der Substantialität wird allerdings ein tieferer Blick in das Wesen der Körper, nicht aber in dessen Substantialität ermöglicht. Um den Substanzbegriff zu bilden, bedurften die Scholastiker gar keiner Naturkenntnis: er ist eine Denknöwendigkeit für das Sein überhaupt, wie es immer geartet sein mag. Ausser der Körperwelt existiert aber auch ein Seelenleben, das der Beobachtung eines jeden Menschen offen steht. Das Denken, Wollen, Empfinden verlangt mit absoluter Notwendigkeit ein Denkendes, Wollendes, Empfindendes. Hier können wir auch ohne alle wissenschaftliche Naturerkenntnis eine besondere Beschaffenheit, das Wesen der denkenden Substanz bestimmen: die einfache Tätigkeit kann nicht in einem ausgedehnten Körper ihren Bestand haben, also nur in einer einfachen Substanz. Diese unsere einfache Seele kann nicht unselbständig sein, etwa in der unendlichen Spinozistischen Substanz subsistieren. Dieselbe ist ja so endlich, beschränkt, mangelhaft, dass sie nicht die Erscheinung der unendlichen Vollkommenheit sein kann.

Man könnte gegen unsere Schlussfolgerungen einwenden: Ein letztes Substrat, ein endgültiger „Selbstand“ ist durchaus nicht notwendig, es können zwei Wesen sich gegenseitig im Sein stützen. Sind doch zwei Bogenstücke jedes für sich ohne Halt, zusammengeordnet halten sie sich gegenseitig.

Dieses Beispiel beweist ganz und gar nichts. Die zwei Bogen halten sich nicht gegenseitig im Sein, sie sind ja selbständige Substanzen, sondern verbinden sich nur zur Ueberwindung der Schwerkraft. Dass aber zwei nicht substantielle Wesen sich gegenseitig im Sinn halten sollten, ist eine ganz andere Sache. Vielleicht lässt sich eine unvollständige Substantialität denken, die durch eine andere sie ergänzende vervollständigt wird. So fassen die Scholastiker die körperliche Substanz, die aus substantieller Form und Urstoff sich zusammensetzt. Der Urstoff ist die bloss potentiale Substanz, welche durch die substantielle Form aktuiert wird. Aber dieser Gedanke wird von vielen als unhaltbar zurückgewiesen; er ist jedenfalls nicht ohne Schwierigkeit und darum nicht geeignet, unsere ganz evidente Argumentation zu entkräften.

Doch geben wir die Möglichkeit bereitwillig zu: Was folgt daraus? Dass nicht jene beiden Bestandstücke für sich, sondern dass sie in ihrer Verbindung letzter Träger des Seins sind. In der Tat ist nach den

Scholastikern der aus Materie und Form zusammengesetzte Körper die Substanz. Das zusammengesetzte Wesen ist dann die Substanz, nicht dessen Bestandteile.

Und so zeigt sich keine Möglichkeit, dem Substanzbegriff zu entgehen: er ist ein absolut notwendiges Postulat des Denkens.

Selbst wenn man die Tätigkeiten frei in der Luft ohne Subjekt schweben lässt, wie dies Paulsen von uns verlangt nach Analogie der in der Leere schwebenden Himmelskörper, wird die Substanz nicht beseitigt, denn dann haben die Tätigkeiten in sich selbst Bestand, sind Substanzen. Eine andere Frage ist freilich die, ob Denken, Sichbewegen ohne Subjekt sein können. Ein unendliches Denken muss freilich in sich Bestand haben, Substanz sein, von einem endlichen Akte gilt nicht Gleiches.

Die Himmelskörper sind Substanzen, können also nicht mit Tätigkeiten verglichen werden; das Stützen, Tragen der Substanz ist aber ein ganz anderes als das Stützen der Himmelskörper, dieses kann durch Anziehung geleistet werden, nicht das Stützen im Existieren.

So erweisen sich alle Anstrengungen, die Substanz zu verflüchtigen oder sie sogar zu beseitigen, als vergeblich, nicht am wenigsten die Fassung derselben als Bewegungsmelodie. Ihr Urheber ist bei dieser Aufstellung in denselben grossen Fehler verfallen wie Haeckel, den er so schlagend widerlegt; er hat „das 12. Gebot nicht beobachtet“, er hat das für ihn allein kompetente Gebiet der Naturforschung überschritten und hat sich auf das philosophische verstiegen, auf dem er nach obigen Ausführungen ein Fremdling ist. Als echter Naturforscher zeigt er sich, wenn er seine Abhandlung beschliesst:

„Dem zersetzenden Einfluss des Materialismus kann ich ruhig zusehen, denn Beobachten ist der Beruf des Naturforschers. Aber ich halte es für meine Pflicht als Fachmann, dagegen Verwahrung einzulegen, dass Haeckel und seine Apostel immer noch die Naturforschung als Autorität anrufen bei der Verkündigung ihrer Allerweltswahrheiten, nachdem die neuen Forschungen gerade das Gegenteil als richtig erwiesen haben“ (661 f.).

Von seiner kommenden philosophischen Weltanschauung gilt aber dasselbe, was er dem Haeckelianismus prophezeit:

„So rollen sich alle die grossen Fragen, die zur Zeit K. E. v. Baers die Gemüter beschäftigten, die eine nach der andern wieder auf, und Haeckel muss am Ende seiner Tage in seiner eigenen Wissenschaft das gleiche Schicksal erleben, das einst K. E. v. Baer bereitet wurde — er ist ein Vergessener.“

Aber weder als Naturforscher, noch als Philosoph, sondern als leidenschaftlicher Parteigänger und blinder Verleumder der christlichen Weltanschauung zeigt er sich, wenn er deklamiert:

„Im Mittelalter lebte über der festen Himmelsdecke, bloss vier Wegstunden von uns entfernt, ein gewaltiger Tyrann, der diese ganze Welt geschaffen hatte und sie bis ins einzelne unumschränkt regierte. Sein Charakter hatte sich im Laufe der Jahre immer erschreckender gestaltet. Es war furchtbar, dicht unter seinen immer wachen Augen herumzuwandeln. Keine Bewegung unserer Hände, kein Gedanke unserer Seele entging ihm — und immer war er bereit, zu strafen, zu rächen. Um ihn zu besänftigen, wurden Hekatomben von Menschenopfern dargebracht. Durch ganz Europa flammten Tausende von Scheiterhaufen, auf denen Hexen und Ketzler verbrannt werden. Da geschah die grösste Befreiungstat, die die Menschheit erlebt hat: Giordano Bruno sprengte die Himmelsdecke“ (652).

Also nicht bloss das 12., sondern auch das 8. Gebot musste unserem Weltanschauungsreformer eingeschärft werden.

Was lässt sich für ein Urteil in der hochwichtigsten Frage der Menschheit, an welcher sich die grössten Denker abgemüht haben, erwarten, von einem Manne erwarten, der so tief in dem Materialismus, den er an Haeckel so leidenschaftlich bekämpft, stecken bleibt, indem er in den Gegenständen nur Verbindungen von Sinnesqualitäten sieht; der einen neuen Idealismus begründen will und sich nicht einmal über den sinnlichen Eindruck zur Idee erhebt, einen vom Schema unterschiedenen Begriff nicht kennt, der sich dafür auf Kant beruft, der „in seinen unsterblichen Werken den Idealismus neu begründete“¹⁾ (642), während die Anhänger Kants gerade in dieser Lehre Kants einen groben Irrtum erblicken, indem er den Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Begriff zu schroff gefasst habe, von einem Manne, der sich für seine kommende Weltanschauung auf Kant beruft, dessen innerste Herzensangelegenheit es war, den christlichen Gottesbegriff zu retten, den Uexküll so gewissenlos verlästert? Das 12. Gebot!

¹⁾ Von dem „Ding an sich“ Kants sagt in demselben Heft der Kantstudien der genannte Br. Bauch: „Darum können wir mit dem ‚Ding an sich‘ in der Tat nicht länger im Lehrgebäude Kants verbleiben. Es hat sein Heimatsrecht verloren und das von Rechts wegen“ (229). Und Paulsen, der begeisterte Biograph Kants, bezeichnet seinen Apriorismus als einen grossen Irrtum. Was bleibt da von den unsterblichen Werken Kants übrig, wenn die Grundpfeiler seines Gebäudes fallen? Ein anderer Kantianer O. Ewald erklärt: „Wohl der dunkelste Punkt der Kantschen Philosophie ist der Begriff des Dinges an sich. Ein tragisches Schicksal will es, dass eben dieser Punkt zu dem einen Brennpunkt des kritischen Systems wurde.“ Wie löst sich dieser Widerspruch? Die berechneten Kategorien lösen ihn nicht; denn „das Wesen der Kategorien liegt im Dunkeln“ (Kantstudien XII [1906] 36 ff.). Was bleibt da noch von der genialen Leistung Kants? Umsturz.